

## Ernst Volkfers heilige Nacht

Von Pierre

Es war am Tage des Heiligen Abend, vor-mittags um 11 Uhr 20 Minuten . . . Im Schwurgerichtssaal, der in jenem mystischen Halb-dunkel lag, der den Hallen der Gerechtigkeit das charakteristische Gepräge unabwendbaren Schicksals zu geben pflegt, flammten soeben feierlich die Kronleuchter auf . . .

Die Mitglieder des Volksgerichtshofes be-traten den Raum, einer hinter dem andern, im Gänsemarsch kamen sie aus der engen, niedrigen Tür, die in das Beratunngszimmer führte.

In ihren Mienen zu lesen, war unmöglich. Steinern, maskenhaft, tiefgleichgültig so schie-nen die Gesichter, um die Lippen, die seit auf-einandergepreßt waren, zitterte nichts von Be-wegung, nichts von Nührung.

Unter den Hörern entstand ein leichtes Schauern und Drängen, dem eine atemlose, nervenanspannende Stille folgte.

Der Angeklagte war aufgestanden. Ein nervöses Zucken lag auf dem bleichen Gesicht des noch jungen Mannes, in den großen hellbraunen Augen flackerte die Unruhe durchwachter Nächte, die Not monatelangen Alleinseins in der kalten Zelle des Untersuchungsgefängnisses . . .

Aber er stand aufrecht und fest, nur die Hände zitterten ein wenig, diese Hände, die hart und weiß, schlank und durchgeistigt wie die Hände eines Gelehrten waren.

Die Richter setzten sich — der Vorsitzende sahob das Barock ein wenig in den Kopf, holte eine goldumrandete Brille aus dem Futteral, hielt sie ein wenig gegen das Licht, hauchte sie fast zärtlich an, rieb sie ab, hauchte nochmals, rieb wieder und setzte sie schließlich auf. Er war ein wenig kurzschichtig und der Blick, den er jetzt auf den Angeklagten warf und der eigentlich ernst und gemessen sein sollte, sah wie ein hilf-loses Winkeln aus.

Dann lehnte er sich fast behaglich im Sessel zurück, räusperte ein, zweimal und begann mit einer freundlich-gutmütigen Stimme:

„Das Gericht sieht die Schuld des Ange-klagten für erwiesen an. Die umfangreiche Ver-weisungsaufnahme hat mit aller Klarheit ergeben, daß der Angeklagte seit Monaten mit beispiel-loser Redlichkeit hochverräterisch tätig gewesen ist. Nicht nur die Herren Beamten der Geheimen Staatspolizei, die ihn schon seit langem beobach- teten, haben den Angeklagten aufs schwerste be- lastet, auch die Dugende privater Zeugen, ehren- werte Männer, die über die Sabotage des An- geklagten am großen Werk des Führers ent- rüstet waren, haben die Schuld dieses artver- gessenen Menschen eidlch unter Beweis gestellt. Es gibt kein Wort, das schärf genug wäre, das verbrecherische Verhalten des Angeklagten ver- dichtermaßen zuzugeißeln. In einer Zeit, wo die Vernichtungsfucht unserer Feinde einen Ring des Hasses um das erwachte Deutschland spannt, hat er die Schamlosigkeit befehlen, illegale marxistische Propaganda zu treiben. Ein Indi- viduum, das so handelt, schließt sich von selbst

aus der Volksgemeinschaft aus. Wir haben uns lange überlegt, ob das rachslose Treiben des An- geklagten nicht einzig und allein durch die Todes- strafe gerecht gehandelt werden könne. Wenn wir schließlich nur auf drei Jahre Zuchthaus und Stellung unter Polizeiaufsicht, selbstverständlich bei Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, erkannt haben, so geschah es aus dem Gefühl heraus, daß die klägliche Ohnmacht dieser wahnwitzigen Per- sekutionsbestrebungen am Körper des glücklich geeinten Volkes sonnenklar ist.

Im übrigen ist ja den Organen der Exe- kutive jederzeit Gelegenheit gegeben, dem Ange-



### Eines Lumpen Weihnacht

Von Oskar Kohlbrunner

Hülle dich dichter in deine Lumpen, Winddurchpiffen und schneeburchweht, Denn ein Wetter durchwirbelt die Strahlen, Das keinen Hund vor die Türe läßt. Aber dich haben sie draußen gelassen — Wetter und Menschen sind hart wie Stein; Stürbest du heute auf diesen Gassen, Würd's eines Tieres Verenden sein.

Kränze hingen sie hinter die Fenster, Strohpalmskränze mit Beeren geschmückt, Tannenbäume mit Flitter und Kerzen, Stellten sie hin, die kein Schnee mehr drückt. Frierer vorüber, sie brennen dir nimmer, Wische das Eis und den Frost aus dem Bart, Stemme dich gegen des Schneewinds Gewinmer, Du bist ein Lump und ein Lump sein ist hart.

Du bist ein Lump! Also höhnen die Kinder, Wenn du im Trunk durch die Gassen dich wälzt. Du bist ein Lump! so höhnen die Väter. Wenn du den Gut für die Gabe hinhältst. Einmal — du lächelst — ein Lächeln der Schmerzen —

Einmal — du lächelst — bei Muttern zu Haus, Glimmerte Flitter und dufteten Kerzen, Einmal . . . du weinest? . . . Das Lied ist aus.

Und er ging durch die Weihnacht der Gassen, Ohne Ziele und ohne Plan, Einmal, da hielt ihn ein Lump um Weiland, Einmal, da hielt ihn ein Schutzmänn an. Christnachtschöre aus hellen Kapellen, Klängen durch Sturm und durch Glockengelöb', Einmal warf einer dem armen Gesellen Eine Münze hin in den Säckel.

Aber er torfelte blindlings fürder, Nur einer Stimme ging er nach: Du bist ein Lump, so klang's in den Ohren . . . Ob diesen Fluch seine Mutter sprach? . . . Morgens, da fand man ihn nah dem Flusse, Leichenstarr im Angesicht. Und ein Schutzmänn meinte zum Schlusse: Ein Lump erfroren . . . daß! schade ist's nicht!

klagten nach Verbüßung der Zuchthausstrafe jedo ihr noch notwendig erscheinende erzieherische Beeinflussung angeordnet zu lassen . . .

Die Verhandlung ist geschlossen. Der Ver- urteilte ist abzuführen.“

Als Ernst Volker durch den schmalen, um- gitterten Gang geführt wurde, der die Verhand- lungssäle mit dem Untersuchungsgefängnis ver- bindet, gewann er durch Zufall noch einmal einen Blick in die Freiheit. Die Fenster Scheiben des düsteren Ganges, in dem es nach Schweiß und Mäuselot roch, waren blind, sie schlossen den Häufling ab von aller Außenwelt. Indes, fast am Ende des Ganges, schon im Angesicht der schweren, eisernen Tore, die in das Meer der dumpfen Menschenkäfige mündeten, stand eins der blinden Fenster halb offen. Es war ein Erlebnis für Ernst Volker, ein Erlebnis nach langen Monaten der Untersuchungsfolter, der Dauer- verhöre in den Kellern der Gestapo, nach der ganzen Hölle dieser Treibjagd auf den Verhaf- ten, der müde gemacht werden sollte um jeden Preis.

Durch die dicken, rostigen Gitterstäbe sah er den Hof, der Gerichtsgebäude und Unter- suchungsgefängnis trennte. Es war ein kahler, schmutzloser Hof, mit drei entblätterten, dünnen, verlorenen Bäumchen, ganz am Rande, aber er fühlte den Wind der Freiheit, der aus diesem freudlosen Hof hereinwehte und wie eine Ver- heißung um seine heiße Stirn strich, er sah ein Spägenpärchen die Luft durchschneiden und er sah ein Stückchen Himmel für einen Augenblick, ein Stückchen Himmel mit ziehenden Wolken, er sah durch den Spalt einer aufgerissenen Wolkens- bank die Sonne hindurchblitzen, unsagbar und erschütternd schön. Wie geblendet, schloß Ernst Volker die Augen. Da rasselten schon die Schlüssel der Wärter, die Türflügel öffneten sich, verdrießlich krächzend, die hoffnungslose Dunkelheit nahm den Gefangenen auf . . .

Still, bewegungslos, fast erloschen sah der Strafgefängene Ernst Volker in seiner engen, lichtlosen Zelle. Wie erstarrt kauerte er auf der Bänke, nur die Augen des Mannes lebten . . . Sie wanderten die langen, erdrückenden Maße der Zelle auf und ab, ab und auf, ruhelos, als wären sie zum ewigen Wandern an diesen jäm- merlichen vier Wänden verurteilt . . .

Die Dämmerung kam, die Nacht sank herab. Ernst Volker rührte sich nicht. Von irgendwoher begann ganz leise, ganz zaghaft ein dümmes Glöckchen zu läuten . . . Verwehte Töne flossen in dies melancholische Lied der Glode, von unendlich weit her schienen sie zu kommen — „heiliger Abend —“ dachte Ernst Volker und lächelte ganz matt. Ein Weihnachtsbaum wuchs vor seinen Augen auf, mit Tannennadeln, die nicht immergrün, sondern gelb und verwelkt waren — keine Lichter trug dieser Baum, son- dern brennende Hafenkreuze, und an jedem die-

fer brennenden Hakenkreuz hing, hilflos verbrennend ein lebendiger Mensch. . . „Allein —“, so ging es Ernst Volker durch den müden, gemarterten Kopf und seine Augen brannten, als wären sie von seiner Vision versengt worden — „unendlich allein . . .“

Es war schon in später Abendstunde, als ihn Klopffzeichen, die aus der Nachbarzelle kamen, aus seinem Hindämmern aufschreckten.

Diese Zelle hatte bisher freigestanden, jetzt war ein Leidensgenosse dort „eingezogen“, ein Politischer, wie er — —.

Ernst Volker verstand die Klopffzeichen nicht. Aber er erwiderte sie — —. Wie nebensächlich war es, hier Worte zu enträtseln! Dies Klopfen war die Sprache der Gefesselten und ein mächtiger Grundakkord klang aus ihm auf —: „Bruder, hörst du mich?“

Ja, Ernst Volker hörte ihn! Er wußte —: morgen wurde er ins Zuchthaus überführt. Morgen, am ersten Weihnachtstag —. Das zaghafte Glöckchen war längst verstummt — —. „Heilige Nacht!“ dachte Ernst Volker und klopfte fast andächtig — —.

Er war nicht allein —!

# Die Brücke von Mensch zu Mensch

Weihnachtsstizze von August Zeddes.

Es war an der Somme. Dort, wo die breite Landstraße an Courcelles, Ablainzevelle und Bucquoy vorbei in ein Wäldchen mündete und hier wie abgerissen erschien, denn, was die Augen wahrnehmen konnten, war nur eine weite, unübersehbare Strede aufgewühlter und zerstampfter Erde mit zahllosen Trichteröffnungen. Die Bäume waren wie Grashalme abgemäht, kreuz und quer lagen sie, verschüttet, zerissen, aufgeschlicht, verkohlt. Trostlose Ueberbleibsel, denen man nicht mehr glauben konnte, daß sie einmal Wald gewesen waren. Eine traurige Einöde war es, gewaltig aus dem Erdinnern herausgepreßte und umgeworfene Erdmassen, die in ihren grotesken Formen wie eine furchtbare Totenlage anmuteten.

Am Rande dieses zerfetzten Waldes zog sich der vordere Stellungsraben hin, der eine weite Sicht in die schwachgefenkte Talmulde freigab. Das Tal bot dem Auge weiter nichts, als breite Klächen Drahtverbau, manns hohe Disteln, ein paar tote, die zu weit vom Graben entfernt lagen, um geboren zu werden, und die schmalen, zickzackförmigen, verlaufenden weißgelben Streifen, die sich in etwa dreihundert Meter Entfernung quer durch das Land grüben: die englischen Stellungen. Nur hin und wieder plärte ein Schuß durch die Stille, irrte eine Salve Granaten aurgelnd ins Hintergelände. Hier und da nur fladerte eine Leuchtkugel auf, stieg zischend in die Luft, warf strahlende Helle in das dunkle Gelände und erlosch knisternd am Boden.

Die unheimliche Stille in diesem Frontabschnitt hatte etwas Schleißendes und Gefährdrohendes in sich, wenn sie auch wie ein süßes Gift wirkte, das betäubend und die Wirklichkeit in ein Scheinwesen umwandeln konnte. Konnten nicht schon in der nächsten Minute Gunderie von Kanonenschländen Tod und Eisen herüberjähelndern, konnten die Maschinengewehre nicht plötzlich aufklaffen und zu hämmern anfangen, um den Grabenrand abzuströmen und die Körper mit Dugenden von Schüssen zu durchschießen? Es konnte es. Die Stille war kaum erträglich und unwirklich. Aber — es geschah nichts. Nur immer wieder ein einzelner Schuß, der sich müde aus dem Schlafe räfelte und planlos durch die Luft peitschte. Vielleicht war er von einem Posten ausgegangen, der nur, um eine Beschäftigung zu haben und sich von der Müdigkeit nicht übercumpeln zu lassen, den Finger an den Abzugshahn gelegt hatte.

Tage und Wochen vergingen. Immer die kleinerne Trägheit in den Gliedern, in der Luft. Immer die Unsicherheit vor dem Kommenden.

Und immer nur das leise Sprechen und Flüstern im Graben, als befände man sich in der Kammer eines schlafenden Kindes. Leise, leise . . .

So war es langsam Heiligenabend geworden.

„Ist etwas Neues im Gelände?“, forchte der Offizier vom Grabendienst. „Nein“, kam es flüsternd vom Posten zurück, der unterwandt nach vorn sah.

„Scharf aufpassen! Es ist etwas im Gange!“ Leise verhalten die Schritte.

Eine Stunde später schon wurde der Befehl durchgegeben: Erhöhte Alarmbereitschaft! Vertärkung rückt heran! Doppelposten stellen! Der Engländer will angreifen!

Eisige Luft zog aus der Talmulde herauf. Hellblau wölbte der Himmel sich über der Landschaft. Dort der Große Bär . . . dort das Sternbild des Orion . . . die würden zur Minute jetzt auch in der Heimat sichtbar sein! Da waren die Gedanken in der Ferne, beim Weihnachtsbaum und zerrien an Erinnerungen herum, die bitter in der Seele fraßen. Plötzlich zerriß ein Ton die Stille ringsum, drang hinten vom Wäldchen heran. Doch . . . Trompetentöne? Ein Lied? . . . Noch eben in Gedanken dabei, in der weihnachtlichen Stube und jetzt . . . das Lied? Es klang nicht. Immer deutlicher klang es heran: Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Jemandem Kamerad mochte es sein, der seinem Innern Luft machen mußte, um das Lied in die lautlose Stille hineinzublajen, um denen da vorn auf einleinen Posten einen Gruß zu senden. Wer es vernommen hat, der mag dem Bläser in Gedanken die Hand geschüttelt haben, weil das Lied den Krieg vergessen half, wenige Minuten lang. Leise summten die Lippen die schlichte Melodie mit, trotzdem es ein wenig wund und heiß aus der Kehle heraufstieg. Es lag wie ein Rausch in der Luft. Als seien die aufsteigenden Leuchtkugeln strahlende Hoffnungssterne, auf denen das Lied wie in einer Wiege getragen wurde. Bis es verstummt war. Bis wieder Dunkelheit und Stille über den Graben lag und jeder seinen eigenen Gedanken nachhängen mochte. Dabei . . . beim Weihnachtsbaum . . .

Doch dann geschah das Seltsamste, das fast an ein Wunder grenzen mochte. Nicht, daß der augenblickliche Frieden gestört wurde, nein, aber es klang abermals eine Melodie auf, und so sehr die Ohren ins Hintergelände lauschen mochten, diesmal kam sie nicht von dort. Drüben war es, vom englischen Graben drang sie herüber! Wenn es anfangs auch als Vision erscheinen mochte, die Luft trug es klar heran, die

Geigenstimme lag nicht. Sie stieg drüben auf und rannte herüber, um dem Bläser einen Gruß zurückzusenden, vielleicht — allen? „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ sang dünn und weich die Geige, friedlich, unbekümmert, verjöhnend. War es ein Künstler, der sich von seinem Instrument nicht trennen wollte und es durch alle Strapazen hindurch bis in den vordersten Graben mitgeschleppt hatte? War es ein alter Mann, der irgendeiner Sehnsucht nachhing? Oder war es ein Jüngling, der noch den Kindertraum in den Augen trug? Wieder legte die Geige an, wieder klang das Lied herüber, verwischte die Grenze von hier und dort, verjöhnte das Stückchen schmalen Boden, das dazwischen lag und sonst nur dem Tode geweiht war: jetzt trug es einen leuchtenden Farbenbogen, vom Geiger bis zum Bläser hinten im Wäldchen, eine Brücke von Mensch zu Mensch. Es war wohl das packendste Erlebnis, das die Seelen griff, dieser Heiligenabend an der Somme.

In der Nacht wurde es seltsam unruhig in diesem Frontabschnitt, hüben wie drüben. Die Geschütze sperren ihre freudigen Schlünde auf und jagten laute orgelnde Geräusche durch die Luft. Zahlreicher stiegen die Leuchtkugeln in die Höhe, kaum, daß eine Pause eintrat. Es wurde nicht mehr dunkel. Immer stärker schwooll das Getöse an, eine Feuersalve nach der anderen erfolgte, lag auf dem vorderen Graben und rih mit dröhnendem und berstendem Krachen den harten Boden auf. Unausgesetzt kläfften die Maschinengewehre. Einschlag auf Einschlag. rote Lichtsterne suchten hoch, forderten Sperrfeuer an, das plötzlich einsetzte und das Vorgelände abriegelte. Weihnachten war vergessen. Wie im Fieber lag es über allen. In den Unterständen stand alles bereit und wartete auf den feindlichen Angriff. Krachend zerbarsten die Granaten, warfen harte Erdklumpen und glühende Eisenstücke um sich, die klatschend in den Graben schlugen. Zuletzt glich alles einem rasenden, furchtbaren Orkan. Ein einziges Krachen nur noch, ein betäubendes Versten, laut, schreiend, freischend. Ein Dröhnen und Trommeln, wie von wilden Furien angefaßelt. Leuchtkugeln an Leuchtkugeln, die wie irre aufzuckten und ihre Bahnen kreuzten. Pulverrauch, der in dichten Schichten die Graben anfüllte und jede Sicht versperrte. Stunde um Stunde. Die ganze Nacht hindurch.

Erst gegen Morgen ließ das wahnsinnige Trommelfeuer nach. Ein Angriff war nicht erfolgt. Vielleicht war er durch das isorilige Einschlagen des Sperrfeuers vereitelt. Vielleicht hatte gar keiner stattfinden sollen.

Als eben die Morgendämmerung wich, legten die schweren Minenwerfer eine letzte Salve auf den feindlichen Graben, der fahl und weiß herüberschimmerte. Rotglühend suchten die schweren Eisenleiber steil durch die Luft und schnellten mit immer stärkerem Geräusch fast senkrecht zur Erde, lösten ein letztes, furchtbares Krachen aus. Da wirbelten Bretter in die Höhe. Ein Unterstand mußte getroffen sein. Es war an der Stelle, von wo am Abend zuvor die Geigentöne herüberklangen.

Nie hat seitdem ein Geigenton durch die Luft gesungen . . .

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt!**

# Das sanierte Christkindchen

Von G. Wagner.

Schmuck und würdig stand das Christkindchen da — fertig angekleidet im weißen Samtkleid, den Hermelinmantel über die Schultern gelegt, den Kronreif aus Diamanten im goldblonden Haar. Seine mächtigen schneeweißen Schwänenflügel lagen geruhig auf dem Rücken gefaltet.

Das Christkindchen hatte seinen Wunschzettel beim himmlischen Finanzministerium eingereicht. Der Wunschzettel des Christkindchens enthält all die schönen Dinge, die es den Sterblichen bringen will. Denn Geben und Schenken ist des Christkindchens Glück und Freude.

Es stand also im Empfangsalon des himmlischen Finanzministeriums und wartete auf die Anweisung. Heute war ja der Weihnachtsabend; es ging schon stark gegen Abend — also höchste Zeit, daß die Gaben bereitgestellt würden.

„Ein wenig langsam geht's bei uns“, murmelte das Christkindchen. „Es ist, streng genommen, eine Schlamperlei, daß noch immer nicht die Anweisung in meinen Händen ist. Aber da kommt man ja endlich —“.

Wichtig trat ein diensttuender Engel-Sektionschef aus den inneren Gemächern, verneigte sich vor dem Christkindchen und überreichte ihm ein paar Bogen, auf denen eine Reihe von Zahlen verzeichnet stand. Das Christkindchen lächelte huldvoll, indem es die Blätter zur Hand nahm. Aber sich da! — Das himmlische Kind wurde plötzlich ganz ernst und eine Falte des Unmuts legte sich über die göttlich-klare Stirne.

„Schlamperlei — hab' ich gesagt“, murmelte es. „Das stimmt ja alles nicht! 22.864 Matadorlasten hab' ich bestellt; und da sind 467 angewiesen. Dann — da fehlt's ja auch in der Rubrik: Väterlein und Vönbons. Und die Bücherliste ist überhaupt nicht die, die ich angelegt habe.“ Weiter und weiter las das Christkind — und immer unwilliger ward der Ausdruck seiner Miene. Der Sektionsengel sah ihm mit bürokratischer Gleichgültigkeit zu.

Endlich legte das Christkind die Liste weg, holte tief Atem und legte dann los: „Jetzt sagen Sie mir — so etwas war noch nicht da, seit ich in Amt und Würden bin . . . Wie soll ich denn mit dem Material heute bescheren? Schauen Sie sich mal meinen Einlauf an von Wunschzetteln und meinen Voranschlag und dagegen das da — Augenblicklich machen Sie Ordnung — und stellen mir die richtige Anweisung zusammen!“

„Bedauere“, sagte der Engel und faltete ergeben die Hände. „Euer Hoheit dürften in den letzten Tagen das himmlische Amtsblatt nicht gelesen haben. Es ist Ihnen wohl entgangen, daß in allen Zweigen der Verwaltung und in allen Posten des Budgets merkbare Abirrtiche gemacht werden mußten. Es ist ein Sanierungsbudget, ein Ersparrungsbudget. Das himmlische Gleichgewicht darf durch Ueberschreitungen nicht gestört werden.“

„Warum gerade in meinem Nessorf diese Abirrtiche?“, widersprach das Christkindchen. „Da fängt man zu sparen an, wo Freude und Sehnsucht so vieler Millionen Kinderherzen dranhängt! Wozu ist denn kürzlich eine allgemeine Heiligenscheinvergoldung durchgeführt worden? Warum hat man neue Wolkenrennpferde eingefeilt und die Trainbrigade des Erzengel Michael vermehrt?“

„Oh, bitte — ich lese auch was, ich weiß, wie es zugeht hier heroben bei uns — es paßt mir schon lange vieles nicht mehr —“ und das Christkindchen schüttelte die Locken und bekam vor Erregung ganz apfelrote Wädschen.

Der Engel suchte höflich aber bestimmt die Achseln. „Euer Hoheit haben ja Zutritt zu den inneren Gemächern und höchsten Gewalten — bitte nur einzutreten und selber mit einem hohen himmlischen Ministerkollegium zu konferieren. Sie werden dann sehen, daß es absolut notwendig ist, mit dem Abbau der sozialen Lasten zu beginnen, um die himmlische Wirtschaft wenigstens etwas zu entlasten.“

„Eine schöne Wirtschaft!“, murrie das Christkindchen, während es sich einen energischen Ruck gab und raschen Schrittes sich in die inneren Gemächer der himmlischen Zentralregierung begab.

Als das Christkindchen eine Stunde später, geleitet von dem dienernden Sektionsengel, wieder herauskam, war sein holdes Gesichtchen trübe und traurig. Es hatte gegenüber den Sanierungsforderungen des Finanzministers nichts ausgerichtet. Die Planeten- und Merkurbank war abgekracht — man hatte Garantien übernehmen müssen — man war beinahe pleite — ein Ersparrungsbudget hatte gemacht werden müssen — man bedauerte unendlich, aber das Christkindchen werde einsehen, daß es eben nicht anders ginge — Abbau überall, also auch bei der Post: Geschenke und Wohlfahrtseinrichtungen . . .

Es würde also dies Jahr ein recht schmales Weihnachten werden, überlegte das Christkindchen. Ach, es hätte so gern, so gern mit vollen Händen gegeben! Aber nun war ihm die ganze Freude verdorben . . .

Diesmal werden sie auf Erden sagen: „Nun ist das Christkindchen auch saniert“, sagte es leise und betrübt vor sich hin. „Armselig sind wir dran. Ohnehin so viel Not und Leid auf diesem dunklen Stern, den sie Erde nennen — und dazu noch solch sanierte Weihnachten . . .“

Und das Christkind wurde so unwillig, daß es am liebsten in den Kometentail gegangen wäre und hätte diese feuerschweifigen Ungetüme losgelassen, damit sie der Erde, die ohnehin nichts Gutes mehr zu erwarten hätte, gleich ohne viel Federlesens den Garaus machten . . .

Betrübt setzte sich das Christkindchen, während seine — ach so trüblich gelicheten Geschenkebestände von seinem pygäischen kleinen Engelsgefolge verpackt wurden, auf eine dunkle Wolkenbank, gerade beim Startplatz der himmlischen Luftschiffe, deren eins schon bereit stand, es aufzunehmen.

Die Sterne waren schon angezündet — es war höchste Zeit, sich auf den Weg zu machen. Tief auf seufzte das Christkindchen. Große schimmernde Tränen rollten über seine zarten Wangen — glitten hernieder, durch die Wolken — hinab ins Dunkel . . .

„So viel Sternschnuppen wie Feuer hat es noch in keiner Christnacht gegeben!“ sagten die Menschen zueinander. Und wußten nicht, daß das gute, liebevolle Christkind über die Menschheit weinte . . .

# Der Weihnacht'smann, der zum Schornsteinfeger wurde



## Der Ruf der Muse

Im alten k. und k. Oesterreich-Ungarn spielten die Polen eine bedeutende Rolle im politisch-parlamentarischen Leben. Beinh Jahre lang gehörte der polnische Abgeordnete Ahras m o b i c z dem Präsidium des österreichischen Reichsrates an. Als die zehn Jahre verstrichen waren, wollte der Polentklub dieses Jubiläum gebührend feiern und veranstaltete zu Ehren des Jubilars ein Festbankett. Ein polnischer Abgeordneter, von dem bekannt war, daß er sich nie auf eine Rede vorbereitet und deshalb immer vom hintersten ins tausendste kam, hatte die Festeid. übernommen. Voller Würde erhob er sich vor der Tafel und begann:

„Ich muß meiner Rede ein Gesändnis vorauscheiden: Zu Ehren des heutigen Tages habe ich nämlich etwas getan, was in meiner langjährigen parlamentarischen Tätigkeit noch nie vorgekommen ist. Ich habe mich auf meine Rede vorbereitet. Als ich zu Hause an meinem Schreibtisch saß, um die Bankettrede zu konzipieren, da fiel mir ein, daß ich mich schon einmal in meinem Leben auf eine Rede vorbereitet habe. Das war, als ich noch auf den Bänken des Gymnasiums saß. Und weil ich nun schon vom Gymnasium spreche, möchte ich gleich erzählen, was uns damals ein Lehrer von den Athenern gesagt hat.“

Wir behandelten im Unterrichte die Kunst der alten Griechen, und da erzählte unser Lehrer: Wenn im alten Athen ein Knäblein geboren wurde und die Muse küßte es in der Wiege auf die Stirne, dann wurde aus dem Knäblein ein Philosoph oder ein Dichter. Küßte die Muse das Knäblein auf das Ohr, dann wurde aus dem jungen Weltbürger ein Musiker. Wenn aber die Muse das Knäblein auf die Hände geküßt hatte, dann entwickelte es sich zu einem Bildhauer.“

„Du, lieber Freund“, wandte sich der Redner nun an den Jubilar, „Du sittest schon zehn Jahre auf dem Präsidentenstuhl des österreichischen Reichsrates. Wo hin mag dich die Muse geküßt haben . . .?“

# Die Wunder des Eukalyptusbaumes

Die berühmten australischen Eukalypten sind turmhohle Bäume, die höchsten und stolzesten Bäume, die man überhaupt kennt. Ihr Wachstum ist erstaunlich. Fünfzehn Monate alte Eukalypten sind schon 6 bis 8 Meter hoch, und achtzigjährige an 100 Meter. Aber man hat 140 Meter hohe, ja sogar solche gemessen, deren Krone sich in 156 Meter Höhe schaukelte. Der Kölner Dom ist nur 153 Meter hoch. Bäume höher als ein Domturm Baldesalte, die man auf 2000 Jahre geschätzt hat, mit turmbildigen, glatten, hellen, eisengrauen oder cremefarbenen Stämmen, die leicht hohl werden und dann Wohnungen für Kängurus und Beuteltären oder manch einem Buschläufer bieten, so groß wie ein Bienenstockhäuschen, kann man in diesem Busch zu Tausenden sehen. Alles ist staunenstark und fremd an dem Eukalyptusbaum. Sein hartes Holz, das nicht umsonst den Namen Eisenrinde führt, das Öl, das alle Blätter durchdringt und die Moskito verschrecken soll, weshalb man den Baum für fieberwidrig hält. Tatsache ist jedenfalls, daß man ein gutes Leuchtgas daraus bereiten kann und die Stadt Melbourne einst mit diesem Baumgas beleuchtete. Wunderbar ist auch die Erzählung von den schattenlosen Eukalyptenwäldern, und tatsächlich, wenn auch nicht buchstäblich, so gibt es doch eine große Verminderung des Schattens unter diesen Bäumen, denn ihre Blätter sind durch eine eigentümliche Drehung, daß die Blätter fast senkrecht stehen.

## Wissen Sie schon?

Von der Kraft der fliegenden Vögel macht man sich einen Begriff, wenn man hört, daß die Scheibe eines Leuchtturms, die so stark war, daß sie einem Hammer Schlag standhielt, von einer dagegenprallenden Wildente eingeschlagen wurde.

Von den Eingeborenen Mexikos weiß man, daß sie eine einheimische Holzart, das sogenannte Anacahuiteholz, als sicher wirkendes Mittel gegen die Lungenentzündung betrachteten. Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dies Mittel auch in Europa eingeführt, versagte hier aber völlig.

Schon im Jahre 1875 untersuchte der italienische Afrika-reisende Antinori die noch heute erzwogene Möglichkeit, Teile der Sahara unter Wasser zu setzen und mit dem Mittelmeer in Verbindung zu setzen. Dieser Plan stammte ursprünglich von Moutaie.

Das erste Dampfschiff, das von dem jungen Ingenieur Robert Fulton erbaut wurde, machte seine erste öffentliche Fahrt auf der Seine am 9. August 1803. Napoleon hatte für die neue Erfindung gar kein Interesse und behauptete, es wäre nur Scharlatanerie. Fulton verlegte dann seine Versuche nach Amerika, stieß aber auch hier auf Mißtrauen. Im Jahre 1807 unternahm er mit dem zweiten, schon 42 Meter langen Boot die Probefahrt. Die Volksmenge, die sich angesammelt hatte, brach in ein schallendes Hohngelächter aus, als das Boot, nachdem es ein Stück gefahren war, plötzlich stehen blieb. Rasch war jedoch der Fehler gefunden,

und das Schiff fuhr nun verhältnismäßig rasch ruhig weiter. Endlosel Jubel begrüßte nun seinen Erfolg. Das Schiff nahm einen regelmäßigen Verkehr auf dem Hudson auf, mußte seine ersten Fahrten aber ohne Passagiere und ohne Ladung machen, da niemand ihm etwas anvertrauen wollte.

## Heiteres

„Guten Morgen, Herr Bimpff! Warum schau'n S' denn so traurig drein?“ — „Weil ich kein Hund bin.“ — „Ja, warum wollen S' denn einer sein?“ — „Damit ein anderer für mich die Steuer zahlt.“ — „Ah so!“

Im Theaterfoyer. „Ich möchte ein paar Pralinen“, sagt eine Dame zur Verkäuferin. — „Bitte sehr, wieviel dürfen es sein?“ — „Ja, wie lange dauert denn das Stück heute abends?“ — „Mindestens ein halbes Pfund lang.“

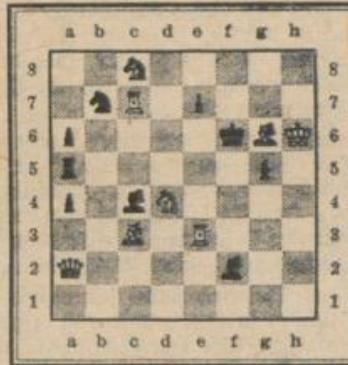
Sie: „Das ist das erste Mal, daß mich ein Mann küßt!“ — Er: „Aber das haben Sie mir doch schon vor einem Monat gesagt!“ — Sie: „Ach, Sie sind das gewesen?“

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 314  
Von A. J. Fink, Graz.

Schwarz: Kf6, Da2, Ta5, Lc4, f2, Sb7, Ba4, a6, e7, g5. (10)



Weiß: Kh6, Tc7, e3, Lc3, g6, Sc8, d4. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 311: Sd4-e6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwikau; Hicke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonabach; Mayer Heinrich, Blottendorf; Hille Emil, Nixdorf; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Schwarz Raimund, Klostergrab; Dinnebler Emil, Tetschen; Bittner Richard u. Fuchs Hans, Kleinaugend; Kraus Gerhard, Turn; Triltsch Gustav, Wisterschan; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Ubert Rudolf, Presseditz; Scharoch Franz, Wisterschan.

Partie Nr. 69.

Gespielt am 21. Oktober 1934 in Meierhöfen, 3. Brett.

Weiß: Werner, VI. Kreis. Schwarz: Husar, V. Kreis.

Tschechische Verteidigung.

- 1. d2-d4      d7-d5      2. Sg1-f3      c7-c6
- 3. c2-c4      Sg8-f6      4. Sb1-c3      e7-e6
- 5. Lc1-g5      . . . . .

„Du liebst mich nicht mehr, Herbert! Wenn ich weine, fragst du nicht einmal mehr, was mir fehlt!“ — „Tut mir leid, Elchen, aber diese Frage kostet mich immer viel Geld.“

In der gemütlichen Weinstube eines kleinen süddeutschen Ortes sitzen die Vertreter der verschiedenen Stände am Stammtisch beisammen. Zwei Pfarrer am Nebentisch unterhalten sich angelegentlich über das akute Thema der Teuerung im allgemeinen und im besonderen. Nach Erledigung der Valutafrage meint der eine der beiden Pfarrer: „In der Hauptsache wird die Teuerung aber durch den unnötigen Zwischenhandel hervorgerufen.“ Ein Kaufmann, der vom Stammtische aus diesen Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, wendet sich an den Hauptsprecher und wirft ein: „Herr Pfarrer haben ganz recht, daß wir für den Zwischenhandel zu viel Geld brauchen; unsere Gemeinde tät viel Geld sparen, wenn wir euch Zwischenhändler abschaffen würden und direkt mit dem lieben Gott verhandeln täten.“

„Nastli, i bitt' dich, wie is denn das nur kommen? Bist net in d' Kirch'n gangen? Hast net die Heilige Schrift g'lesen?“ — „Ja, Hochwür'd'n im Kirchendor han i ihn kenneng'lernt, und in der Heiligen Schrift steht: „Liebet und vermehret euch!“ und da war's scho' g'scheh'n aa.“

Dem freien Entwicklungsverfahren ist der Vorzug zu geben. Schwarz dagegen hat zwei Sperrsteine auf der sechsten Reihe, die sein Spiel beengen.

- 5. . . . . h7-h6      6. Lg5-h4      Sb8-d7
- 7. e2-e3      Lf8-d6      8. Lf1-d3      d5xc4
- 9. Ld3xc4      b7-b5      10. Lc4-d3      Lc8-b7

Schwarz beginnt nun seine Figuren so rasch als möglich zweckmäßig aufzustellen. Der Anziehende muß trachten, dasselbe zu tun, sonst übernimmt sein Gegner die Führung.

- 11. Ta1-c1      a7-a6      12. 0-0      Dd8-c7
  - 13. Sc3-e4      . . . . .
- Hier halte ich 13. Lx16 Sx16, 14. e3xe4 für besser.
- 13. . . . . Sf6xe4      14. Ld3xe4      f7-f6
  - 15. Lc4-d3      . . . . .

Wiederum nicht gut gewählt, der Läufer soll nach c2 oder b1 mit Festsetzung auf der Diagonale a2-g6, wo er gewiß mehr wirkt, in solch einer Stellung.

- 15. . . . . g7-g5      18. Lh4-g3      Ld6xg3
- Bei 16. . . . f4 käme Schwarz nicht mehr zur großen Rochade.
- 17. h2xg3      Dc7-d6      20. Tf1-e1      0-0-0
- 19. a2-a4      Kc8-b8!      18. Dd1-b3      Td8-g8
- 21. d4-d5      e6xd5      22. Ld3xf5      h6-h5

Beide greifen am linken Flügel an, die Bauern sollen Raum schaffen für einen Königsangriff, daher nimmt sich Schwarz auch keine Zeit, seinen Springer nach b6 oder f6 zu ziehen, in der Meinung, es könnte ein Tempo verloren gehen und jedes Tempo ist doch hier kostbar.

- 23. a4xb5      c6xb5      24. Te1-d1      Sd7-b6
- 25. Db8-c3!      h5-h4?!

Zieht nur 26. gxh gxh in Betracht, übersieht ganz, daß auch der Springer auf g5 schlagen kann.

- 26. Sf3xg5      h4xg5
- 27. f2-f3      Dd6-e7

Oder komplizierter 27. . . . d4, 28. Tx4 Dh6, 29. Sh3 Sd5!, aber ja nicht 28. . . . Df6?, 29. Dc7+Ka7, 30. Td6 Dxc5, 31. Dxb6+ Ka8, 32. Td7 usw.

- 28. Sg5-h3      Sb6-c4      29. Td1-e1      De7-f7

Sehr gut war hier auch 29. Te8, 30. e4, Dc5+, 31. Kh1 dxe4, 32. Lxe4? Txh3+!, 33. gxh Df2, 34. Tc2 g2+, 35. Kh2 g1 matt, 32. fxe4 De5.

- 30. e3-e4      d5xc4      31. Lf5xc4      Lb7xe4
- 31. Telxe4      Df7-a7+      32. Dc3-d4      Da7xd4

In dieser Stellung wurde die Partie remis gegeben. 1. War die Zeit schon sehr vorgeschritten und 2. genügte dem 5. Kreis ein halber Punkt. Anmerkungen von Franz Hyna.